

Zeitschrift:	Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber:	Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band:	43 (1963-1964)
Heft:	1
 Artikel:	Eine dramatische Legende vom humanen Staat : Jean Giraudoux : Intermezzo
Autor:	Rychner, Max
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-161467

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Eine dramatische Legende vom humanen Staat

JEAN GIRAUDOUX: INTERMEZZO

MAX RYCHNER

Es ist bewegend, einen Dichter zu wissen, der nicht abließ, angesichts der monolithischen Wirklichkeit des allmächtigen Staates seine humanen Gegengründungen, Theaterstücke, zu errichten.

Paul Morand erzählt auf einem Erinnerungsblatt, wie er 1905 in einer Studentenbude zu München seinen Freund Jean Giraudoux aufgesucht und über der Lektüre von Jean Paul angetroffen habe. Auch diese Fähigkeit besaß der damals dreißigjährige Stipendiat, der soeben die höchste Auszeichnung im Examen und eine Meisterschaft im 200-m-Lauf an sich gebracht hatte. Deutsche Sprache und Literatur war sein Studium gewesen, das er fliegend, mit der Schnelle und Leichtigkeit des Hochbegabten durchmessen hatte, beeindruckt von einem Zug idealistischer Romantik im deutschen Wesen, den er edelmütig als kennzeichnend annahm und dem er nicht anders als mit Verzauberung antworten konnte. Die geistreiche Verspieltheit Jean Pauls war ihm etwas Vertrautes von Anlage her; in Fouqué, dem Franzosen nach Abstammung und deutschen Dichter — wie Chamisso — sah er etwas wie einen vorausgesandten Bruder, dessen Märchen von Undine er aufgriff wie einen Familienbesitz und in das Reich einer andern Sprache und andern poetischen Gattung hinübernahm, wo er es in ein Schauspiel verwandelte. Innerhalb einer kaum mehr ganz wirklichen, einer ins Märchen versinkenden Welt fühlte er sich, als er eine Zeitlang als Prinzenzieher am Hofe des Herzogs von Sachsen-Meiningen weilte, dann aber aus den Versponnenheiten in die Gegenwart trat, als Lektor in Harvard, als junger Mann mit Karriere vor sich im diplomatischen Dienst, der ihn weit durch die Welt führte, wie Claudel, wie Saint-John Perse.

Die Welt: das hieß ihm eine den Menschen vor Augen liegende, nie ganz wahrgenommene Fülle von Bezauberungen. Der Mensch ist dem Reichtum, in den er in Natur und Gesellschaft gestellt wird, nicht gewachsen; die von ihm erstellten Ordnungen können tödlichen Charakter annehmen. So der Staat, wie es der Staatsbeamte Giraudoux⁶ in dem Stück *Intermezzo* zeigt. Er zeigte es 1933, als unter Hitler der Staat den Deutschen ihr Vaterland verschlang; doch nicht an Deutschland zeigt er es, sondern an Frankreich, an der von den Jakobinern herstammenden laizistischen Staatsauffassung und ihrer Rhetorik mit den großen Begriffen: Menschheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, wie sie von Thomas Mann in den *Betrachtungen eines Unpolitischen* verspottet wurde.

Der Inspektor ist der abstrakte Mensch, der Doktrinär, der mit Grundsätzen aus der Aufklärung und den von ihnen abstammenden Phrasen schnurgerade

auf alles blühende, phantasievolle Leben losgeht, um in allem seine viereckige Ordnung durchzusetzen. Isabelle, die Hilfslehrerin, inmitten des sprudelnden Mädchenschwärms ihrer Klasse, ist das spontane Leben, das sich beständig hübsche, heitere Formen sucht, selbst im Sprachlichen, so wenn die Kinder den Zufall Arthur nennen und von einem «Ganzheitler» sprechen, das heißt einem Universalgeist, der auf Erden bedauerlicherweise auch Katastrophen verursacht, notwendige, im Dienste eines Weltalls, das jedoch als Ganzheit befriedigend ist. Eine auf heitere Natürlichkeit gegründete Harmonielehre... Isabelle ist natürlicher Widerpart des Inspektors, ihre Schar, halbanarchisch, kicherig und schlagfertig, bringt den Vertreter der Ordnung leicht in Rage, ja in der Bekämpfung unvorschriftsmäßiger Irrlehren, deren symbolische Verdichtung als Gespenst erscheint, greift er zu Gewaltmaßnahmen und ruft den Henker herbei, gewillt, seine tödliche Ordnung durchzusetzen. Burleske Szene: es erscheinen zwei Kerle, worauf der Inspektor nicht imstande ist, herauszubringen, welches der richtige Henker ist, oder ob beide richtig sind. Seine eigene, die staatliche Ordnung, ist doppeldeutig und foppt ihn.

Ein anderer Staatsbeamter ist noch im Spiel: der Kontrolleur, der Eichmeister, Prüfer von Maß und Gewicht. Er wiegt den Inspektor auf, er, ein reiner, brüderlicher und lustiger Mensch, ist gut, wo jener hart und böse ist. Isabelle hört sich an, was der Werbende sich für sie beide wünscht; «ein Leben mit Ihnen?» fragt sie, obschon sie genau begriff. Er: «Mit mir? Sprechen wir nicht von mir, mein Fräulein... An mir liegt da recht wenig. Nein. Ein Leben mit einem Staatsbeamten. Denn in dieser Sache zählt vor allem mein Beruf...» Alles ist bei Giraudoux umschwebt von leisem Spott, dabei hat kein Dichter unseres Jahrhunderts so wie er Menschen reinen Herzens dargestellt. Der Kontrolleur ist ein reiner Idealist ohne Tumbheit; der Drogist, überall und gern als Helfer, Mittler und sanfter Raisonneur sich einmischend, sagt von sich selbst, er sei ein Mensch der Übergänge; mit seiner Stimmgabel ergänzt er den die Maße messenden Kontrolleur, wissend um den reinen Klang im Menschen und um die Vielzahl der Welten in unserer Welt, wo jeder in der seinen letztlich unangreifbar ist: der Bösewicht-Inspektor kann Isabelle im Grunde nichts anhaben, weil er sie, wie durch eine Glaswand getrennt, nicht zu erreichen vermag.

Isabelle wird einmal «unser Parsival» genannt; auch sie ist bei allem Übermut und elfischen Einschlag ein Menschenkind reinen Herzens, allerdings mit einer dunklen Seite, wie die Natur. Sie lebt verbunden mit der Vergangenheit, mit den Toten, «dem Ozean der Schatten, welcher Dünungen zu der jungen Frau hin sendet, die an sie glaubt». In dieser Verbundenheit hat sie etwas von der jungen, schönen Persephone, Tochter des Zeus und der Demeter, die beim Blumenpflücken von Hades geraubt und als seine Gattin zur Herrin der Unterwelt erhoben wurde. Als Inbegriff jugendlichen Lebens ist Isabelle mit ihrem Gegensatz, dem Tod, wesentlich verbunden, ja bewogen durch den Werber

aus dem unteren Reich wäre sie fast imstande, sich an den Tod zu verlieren: sie hat mit dem Gespenst, dem Abgesandten der Schattenwelt, der sich verloren an sie und an unsere Erde klammert, lange Totengespräche. Vielleicht ist das Gespenst zuwenig umrissen in seiner Bedeutung; es steht für die Nachtseite des Daseins; es ist Hades, dem sein Raub des schönen Menschenkindes mißlingt. Sein Anschlag zieht Isabelle hinab, doch nicht ganz hinein ins Totenreich, nur in die vorgelagerte Höhle der Ohnmacht. Dann aber greift der Mann der Übergänge ein, der Drogist, ein Agent des Hermes, um sie vor dem letzten Übergang zu bewahren; der Chor aller Mitspieler, die Stimmen des Lebens, sie bilden in ihrem Durcheinander den Ruf des Lebens selber, der die Bewußtlose zu sich, das heißt zugleich zu uns zurückbringt, auf unsere Erde, die nach der in allen Schmerzen gehärteten Überzeugung des Dichters der Ort ist, wo der Mensch glücklich sein sollte — und mit reifer Menschlichkeit, Kenntnis von Maß und Gewicht der Dinge, sich ein Glück bereiten könnte... Will er das eigentlich?

Giraudoux, im erster Krieg zweimal verwundet, ein Kenner unserer Höllen, hat dennoch mit jedem Blick über die Erde hin auch ein Stück Arkadien entdeckt, darin wandelnd Menschen, von denen die besten unterwegs sind auf der Suche nach einer blauen Blume. Von ihnen aus ist so vieles an unseren Ordnungen verkehrt, daß die Umkehrung gängiger Gemeinplätze oder Redensarten Scherze mit Sinn und Unsinn ergibt: «Es genügt, daß ein höherer Beamter sich auf eine Bank setzt, um diese frisch bemalt zu machen», als wäre der Akt des Platznehmens die Ursache des frischen Anstrichs; oder jene Stelle, wo der Inspektor die bewaffneten Kräfte aufbieten will, dabei erfährt, daß der Flurwächter auf Tournee sei, die Polizisten wegen eines Falles von Scharlach in Quarantäne lägen. «Was tut's», sagt der Grimmige; jedoch Bürgermeister und Staatsanwaltschaft sind anderer Ansicht, darauf verweisend, daß sie alle, samt dem Übeltäter, angesteckt würden: «Eine Justiz, die gesund sein will, erfordert gesunde Verbrecher.»

Wer für solche Spiele des Witzes keinen Sinn hat, wird an Giraudoux scheitern. Das Geistreiche hat es schwer bei uns, wenn es sich so schnell, hell und leicht ins Spiel bringt. Es ist hier poetischer als bei Shaw etwa; Poesie und Witz waren auch bei uns beisammen in Lessing, Wieland, Novalis, Heine, Fontane, Thomas Mann und anderen. Heute? Die groben Effekte herrschen vor, und die Sünden oder Leiden der eben vergangenen Zeit müssen die Berechtigung dazu liefern. Ein Wort von Giraudoux: «Deutschland ist ein großes menschliches und poetisches Land, von dem die meisten Deutschen aber heute keinen Gebrauch mehr machen, aber für das ich bisher keinen gleichwertigen Ersatz gefunden habe.» Vielleicht bringt auch uns der französische Dichter dazu, wieder mehr Gebrauch zu machen von Eigenschaften — oder gar Tugenden, die in der Literatur einst unser waren und die er uns treu bewahrt hat.